

dtv

Heiner Geißler

Bergsteigen

Kleine Philosophie der Passionen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe

Mai 2008

© 1997 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Gesetzt aus der Bodoni Book 11,25/14,09' (3B2)

Druck: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Bindung: Lachenmaier, Reutlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34481-4

Inhalt

Nichts ist unmöglich 7

Auf den Bergen wohnt die Freiheit
oder: Bin ich ein alpiner Fundamentalist? 21

Nicole und der Schreckhorn-Südpfeiler 36

Lieber nicht – Von Lawinen, Steinschlag,
Blitz und Donner 47

Der Weg als Ziel 55

Auch der Berg muß eine Chance haben 61

Klettern und Fliegen – eine Premiere in Savoyen
und im Wetterstein 82

Von Menschen, Felsen und Bergen:
Kletter-Pioniere 90

Ein Bergsteiger, der in keine Schublade paßt 98

Südtirol 107

Sind Bergsteiger Umweltfrevler? 118

Zehn Tage Dolomiten 132

Nichts ist unmöglich

Im Gebirge und auf Berghütten kann man die unglaublichsten Sachen erleben. Auf dem Cerro Fitz Roy, neben dem Cerro Tone die kühnste und steilste eisbedeckte Granitnadel Lateinamerikas, brach vor etlichen Jahren, als gerade eine Gruppe Bergsteiger nach tagelangem Kampf auf dem Gipfel angekommen war, eine riesige Wächte ab und segelte in die Tiefe. Die Gipfelstürmer trauten ihren Augen nicht, als kurze Zeit später die Wächte von unten wieder auftauchte, sich auf die Seilschaft senkte und diese unter sich begrub. Die Leute kamen zwar wieder heraus, hatten aber einen Schock. Sie waren Opfer eines vom Pazifik herantobenden Höhensturms geworden, der alles von unten nach oben blies, was ihm in den Weg kam.

Ende der achtziger Jahre brach von der Nordwand des Piz Roseg im Engadin eine Schnee- und Eislawine ab, die von so gewaltigen Ausmaßen war, daß sie auf der anderen Talseite hundert Meter hoch über den Piz Umur und den Grat, der auf den Piz Scerscen führt, hinüberschwappte und erst auf dem jenseitigen Tschierva-Gletscher am Fuße der Westwand des Piz Bernina zum Stehen kam: Wäre das bei meiner letzten Eistour über die Eisnase auf

den Piz Scerscen passiert, hätte ich ein schwungvolles Ende gefunden.

Die naheliegende Frage, warum man überhaupt in solchen Gefilden herumsteigt, wird von vielen, für die die Berge eine Passion sind, mit Unverständnis, bestenfalls mit Nachsicht beantwortet: weil es schön und spannend ist. Das finde ich auch. Aber oft ist es mehr spannend als schön, und dann ist das Schöne eher eine Verklärung, vor allem, wenn man wieder im Tal ist.

Die Berge und die Fasnacht stürzten mich lange Zeit in ein Dilemma, zumindest, solange ich Minister in Rheinland-Pfalz war und in Mainz wohnte. In den Tagen von Weiberfasnacht bis Aschermittwoch setzt am Rhein das normale Leben und partiell der Verstand aus, und am Freitagabend gibt es immer in ARD oder ZDF »Mainz wie es singt und lacht«.

Ich war jedes Jahr wieder hin und her gerissen: Soll ich am Freitag ins Mainzer Schloß und drei Tage später zum Rosenmontagszug in die Mainzer Innenstadt – zumal ich an einem Rosenmontag geboren bin –, oder gehe ich zum Skibergsteigen? In diesem Gewissenskonflikt siegten über Jahrzehnte hinweg immer die Berge. So starteten 1985 meine drei Söhne und ich wieder einmal an Weiberfasnacht Richtung Berner Oberland. Wir über-

nachteten in Grindelwald, verplemperten Zeit mit ein bißchen Skifahren an der Kleinen Scheidegg und fuhren dann mit dem letzten Zug der Jungfraubahn auf das Jungfraujoch. Wir wollten über den Jungfraufirn, den Concordiaplatz und die Grünhornlücke zur Finsteraarhornhütte. Wir dachten, daß wir das in drei Stunden schaffen könnten. Es gab ja praktisch nur einen Aufstieg, nämlich vom Concordiaplatz zur Grünhornlücke. Wir fuhren um 16 Uhr los und waren dann auch gegen 18 Uhr an der Grünhornlücke und schickten uns an, auf den Fieschergletscher hinunterzufahren. Von dort wäre der Anstieg auf die Finsteraarhornhütte noch eine Sache von einer halben Stunde gewesen. Aber wie es halt so kommt: Plötzlich brach ein Schneesturm über uns herein, der eigentlich nach dem Wetterbericht gar nicht hätte kommen dürfen. Innerhalb weniger Minuten sah man die Hand nicht mehr vor Augen. Da wir die Abfahrt auf den Fieschergletscher auch nicht genau kannten, gingen wir auf Nummer Sicher und fingen an, mit Kompaß, Höhenmesser und Karte uns meterweise durch den Schneesturm in einem absteigenden Bogen auf den Fieschergletscher zuzubewegen. Es war inzwischen schon 21 Uhr geworden, da sagte Michael plötzlich: »Ich glaube, es reißt auf. Da vorne ist ein Licht, ich kann ein Licht sehen.« Das konnte von der Richtung her nur

die Finsteraarhornhütte sein. Also nichts wie los, bevor es wieder zumachte. Ich fuhr angeseilt als erster. Die Stirnlampe mußte ich ausschalten, sonst hätte ich das Licht nicht mehr gesehen, hatte dafür aber keine Bodensicht. Das war mir nach dreistündiger Orientierungssuche in der Finsternis nun auch egal, und normalerweise sind im Februar die Gletscher zu. – Normalerweise. Plötzlich verlor ich den Boden unter den Füßen, es gab einen heftigen Schlag, und ich hing irgendwie verquer mit Beinen und Skiern baumelnd am Rande einer Gletscherspalte, wohin mich der Schwung geschleudert hatte, und konnte das linke Bein nicht mehr bewegen. Durch das Knie zuckten solche Schmerzen, daß mir die Tränen kamen. Offensichtlich war mir der Meniskus herausgesprungen. Inzwischen schneite es wieder. Die anderen standen etwas trostlos auf der anderen Seite der Gletscherspalte, die an dieser Stelle drei bis vier Meter breit war. Michael, damals noch Medizinstudent, klärte mich auf, was ich zu tun hatte: »Du mußt mit dem Bein hin- und herschlenkern und mit dem Finger so lange auf den herausgesprungenen Meniskus drücken, bis er wieder hereinspringt.« Das Knie war inzwischen steif vor Schmerz und Kälte, und ich begann mich selbst zu hassen. Obendrein schoß mir durch den Kopf – es war inzwischen Viertel vor zehn geworden: Jetzt sitzen die anderen bei »Mainz

wie es singt und lacht« und lachen sich schief über Prinz Pipi von Arkadien, du hockst im Schneesturm mit einem kaputten Knie im Dunkeln auf dem Rand einer Gletscherspalte auf dem Fiescher-gletscher im Berner Oberland auf 3000 Meter Höhe bei 20 Grad minus. Während ich mich laut selbst beschimpfte, suchten die drei anderen eine Schneebrücke und kamen zu mir herüber. Ich war unfähig, das Bein zu bewegen, und so zog Dominik mit Gewalt meinen Unterschenkel vor und zurück, während Michael versuchte, mit dem Plastikhandgriff des Skistocks den Meniskus wieder in die richtige Stellung zu pressen. Ich leistete Abbitte bei Rolf Braun, bei den Gonsbachlerchen, den Hof-sängern und bei den Größen von MCV und MCC, versprach ihnen und allen Heiligen, nie mehr an Fasnacht ins Gebirge zu gehen, und siehe da: Nach dreiminütiger Gewalteinwirkung auf das Knie war der Meniskus wieder drin.

Wir erreichten die Hütte gegen 23 Uhr. Für das Licht hatten zwei Skibergsteiger aus Interlaken gesorgt, die unsere Stirnlampen gesehen hatten. Am nächsten Tag gab es Eisbeutel für mein Knie. Der ganze Gletscher stand dafür zur Verfügung. Und am Sonntag war das Gelenk wieder so weit funktionsfähig, daß wir auf das Große Fiescherhorn steigen konnten. Am Abend hängten wir unsere nassen Klamotten, auch die Innenschuhe unserer

Skistiefel, über den Herd. Wir wollten am nächsten Tag den Fieschergletscher abfahren. Die Hütte war vornehm und hatte sogar Briketts zum Heizen. Gegen Mitternacht hörte ich einen Rumpfer, maß ihm aber keine große Bedeutung bei und schief wieder ein. Plötzlich kriege ich einen Stoß in die Rippen, und Nikolai sagt: »Es ist zwei Uhr, riechst du nichts?« Es stank in der Tat erbärmlich, und beim Schein der Taschenlampe sah ich, daß gelbliche Rauchschwaden in das Matratzenlager zogen. Wir stürmten in die Küche und sahen auf dem Herd nur noch eine blubbernde grau-schwarze Kunststoffpampe. Der rechte Innenschuh meines Sohnes Dominik war auf die Herdplatte gefallen und dort geschmolzen. So eine Sauerei habe ich in meinem Leben selten gesehen. Der Kunststoff war in sämtliche Ritzen und Risse des gußeisernen Herdes und seiner Platten getropft und rann dort, wo er schon den Rand erreicht hatte, auf den Holzfußboden der Hüttenküche, was einen besonders penetranten Geruch bewirkte. Wir holten die Briketts samt glühender Asche aus dem Herd. Das Ganze war ein Drama. Um 7 Uhr in der Früh waren wir fertig. Dominik meinte, nun hätten wir einen sauberen Herd, er aber nur noch einen Schuh. Diese Feststellung und die darin enthaltene Frage waren nicht gerade falsch, denn auf der Finsteraarhornhütte kann man nicht schnell ins Geschäft lau-

fen und etwas kaufen. Das nächste Dorf war Fiesch im Rhôneetal – von hier oben nur über einen der längsten und schwierigsten Gletscher der Alpen zu erreichen. Wir diskutierten bis 8 Uhr. Schließlich ging ich zum Eingang der Hütte, wo die Regale mit den obligatorischen Hausschuhen standen, und entdeckte, was wir brauchten: ein paar alte Turnschuhe, die als Hüttenschuhe gedacht waren. Ich nahm sie hoffnungsvoll mit in die Küche, und siehe da, sie paßten in den Schalenschuh hinein. Daraufhin mußte Dominik den Turnschuh anziehen, und dann wurden mit allen Binden und Bandagen, die wir auftreiben konnten, der Turnschuh und das linke Bein so umwickelt, daß der Fuß in den Schalenschuh paßte und dieser einigermaßen gut zugeschnallt werden konnte. Die Sache funktionierte, und wir waren gegen Mittag nach einer abenteuerlichen Fahrt über den Fieschergletscher in Fiesch. Und da im Wallis die Geschäfte auch am Rosenmontag geöffnet sind, bekam Dominik dort einen neuen Skischuh.

Mein Meniskus wurde vierzehn Tage später im Dreifaltigkeits-Krankenhaus in Köln von Prof. Schneider, genannt »Knie-Schneider«, der auch schon Toni Schumacher behandelt hat, anstandslos operiert. Die vorausgegangene nächtliche Notoperation wurde dabei natürlich gebührend gewürdigt.

Man kann auch schon mal mehrere Gipfel an einem Tag machen. Beim Parlamentariertreffen des Deutschen Alpenvereins 1980 stürmten mein Sohn Michael, der damalige DAV-Vorsitzende Sander, der Bergführer Günter Sturm und ich an einem Tag den Wilden Freiger, den Wilden Pfaff und das Zuckerhütl von der Sulzenauhütte aus. Das war ein Konditionstest, den ich leicht bestand, weil ich mich Wochen vorher auf den Viertausendern im Wallis bewegt und zwischendurch auch noch den fast 6000 Meter hohen Cotopaxi in Ecuador bestiegen hatte. Wenn man sich in großen Höhen aufhält, vermehren sich die roten Blutkörperchen, und man kann mehr Sauerstoff aufnehmen. Das ist legales Doping.

Der Cotopaxi hatte es mir schon lange angetan. Ich wollte einmal vom höchsten aktiven, also feuer-speienden Vulkan der Welt ins Innere unserer Mutter Erde gucken. Die Hütte, von der aus die Besteigung beginnt, liegt auf 4900 Meter, also höher als der Montblanc, und das bringt eine Schwierigkeit mit sich, an die man normalerweise gar nicht denkt: Man kriegt in dieser Höhe kaum noch ein Feuer an und kann infolgedessen auch nicht so gut kochen.

Aufgrund der 4000er-Kletterei im Wallis hatte ich eine gute Kondition und kam auch als einziger der Mannschaft mit einem »Andinisten« – so nennen sich dort sinnvollerweise die Alpinisten – auf den Berg hinauf. Wenn man nicht akklimatisiert ist,

sind solche Bergtouren ohnehin aussichtslos oder gar lebensgefährlich, erst recht, wenn es über 5000 Meter geht. Der damalige Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung, der frühere Bundesminister Dr. Bruno Heck, rannte zum Beispiel auf 5200 Meter Höhe wie ein Irrer auf dem Gletscher herum und mußte von uns richtiggehend eingefangen werden. Auf dem Gipfel des Cotopaxi hatte ich zwei Erlebnisse. Erstens war es so kalt, daß der Film in meiner Kamera nicht mehr transportiert wurde, sondern splitterte. Zweitens war ich ja auf den Vulkan gestiegen, um in die Erde hineinzuschauen. Was ich sah, übertraf alle meine Vorstellungen. Der gegenüberliegende Kraterrand schien unendlich weit entfernt. Ich sah von ihm nur rosarote Umrisse. Tief unten im Krater kräuselten sich bläuliche Rauchwolken. Daneben wiegten sich grüne Palmen, schimmerten azurblaue Seen, Schwärme von orangefarbenen und gelben Vögeln stiegen empor und setzten sich auf die rotbraune Erde, die von dem leuchtend weißen hundert Meter breiten Schneesaum am Innenrand des Kraters bis auf den Grund des Kessels hinabreichte. Mir fiel auf, daß der Andinista in meiner Begleitung in keiner Weise beeindruckt war und auf meine freudigen Ausrufe und Hinweise mit Unverständnis und Kopfschütteln reagierte. Etwas kam mir verdächtig vor: Ich empfand ein euphorisches Glücksgefühl, obwohl mir fast die Finger abfroren.

Psychologen und Ärzte haben ja immer wieder behauptet, in der dünnen Bergluft könne das Hirn Schaden nehmen, und Halluzinationen trübten die Sinne der Menschen. Laut Reinhold Messner, der es wissen muß, kostet ein Achttausender etwa so viele Gehirnzellen, wie auch bei einem Vollrausch zugrunde gehen. Er hat in einem Interview mit dem ›ZEITmagazin‹ berichtet, daß er darunter leide und die Universität Zürich Untersuchungen an ihm vornehme. Und er fügte hinzu: Nach einer langen Höhentour seien ihm Freunde seltsam fremd geworden. Auf dem Cotopaxi hatte ich keine Freunde, nur einen verängstigten Andinista, aber auch einen lichten Moment. Ich riß mich los von gelben Vögeln, blauen Seen und grünen Palmen und beeilte mich, wieder auf das Gletscherplateau hinunterzukommen.

Bei der Fahrt zurück nach Quito diskutierte ich mit Bruno Heck über die Tour und das Bergsteigen überhaupt. Er war ein begeisterter Bergwanderer, hatte aber für Bergsteiger meiner Sorte, für Klettern und extremes Skibergsteigen, wenig Verständnis. Er meinte: »Du hast Probleme in der Politik, und deswegen machst du solche Sachen.«

Probleme in der Politik hatte ich schon. Ich war Generalsekretär der CDU und hatte Dauerkrach mit Franz Josef Strauß. Der Streit mit Helmut Kohl

kam später. Die Unterstellung von Bruno Heck war und ist aber nicht wahr. Ich brauche das Bergsteigen nicht als Psychotherapie für die Politik. Es ist eher umgekehrt. Ich könnte auch ohne Politik auskommen.

Das Bergsteigen ist ein Sport, der den ganzen Menschen fordert, was zum Beispiel Tennis nicht kann. Extrembergsteigen, Klettern, Skibergsteigen – solche Sportarten sind genau das Gegenteil von Aschenbahnläufen im Stadion. Auch der alpine Sport ist Hochleistungssport. Aber man klettert und steigt in der Regel in einer wunderschönen Landschaft, in einer faszinierenden Umgebung, es werden ganz andere geistige Anforderungen gestellt als beim Tennis oder beim Fußballspielen. Damit es einem nicht so geht wie mir auf der Grünhornlücke, muß man ständig das Wetter beobachten und auch beurteilen und muß die Zeit berechnen können, zum Beispiel je nachdem, wie die Sonne steht oder der Mond scheint. Man muß in der Lage sein, Hochgebirgskarten zu lesen, sie zu verstehen und mit Kompaß und Höhenmesser umzugehen – diese Fähigkeiten haben uns an der Grünhornlücke und am Fieschergletscher gerettet. Die Technik will gelernt sein, wenn's ans Klettern geht, die Knotentechnik, die Seiltechnik. Hier Fehler zu machen ist lebensgefährlich. In extremen Situationen braucht man den Willen zum Überle-

ben. Ich habe in Notlagern biwakiert, auch mit meinen Söhnen. Wir haben uns schon gegenseitig das Leben gerettet und sind aus schwierigen Situationen auch wieder herausgekommen. Deswegen bleibe ich dabei: Es ist trotz allem ein kalkulierbarer Sport.

Bergfilme sehe ich mir immer mit einiger Skepsis an. Vor allem dann, wenn der Gipfelheld oben steht und mit bloßen Händen, das Seil um die Schulter geworfen, die Nachkommenden sichert.

›Cliffhanger‹ ist ein Film, den man sich unter kletterfachlichen Gesichtspunkten durchaus ansehen kann. Sylvester Stallone wurde von Wolfgang Güllich, einem der besten Kletterer der Welt, gedoubelt. Gleich am Anfang stürzt das Mädchen in die Tiefe, weil sie nicht richtig eingebunden war.

Toni Hiebeler, der nicht nur ein guter Bergsteiger und Kletterer, sondern auch ein begnadeter Filmemacher war, hat in seinem Buch ›SOS in Fels und Eis‹ (Loewes Verlag Ferdinand Carl KG, Bayreuth 1973, S. 194f.) einmal seine Klettergeschichte vom Ostpfeiler des El Capitan, des weltberühmten Kletterberges im Yosemite, erzählt. Die Ostwand des El Capitan ist auf Hunderten von Metern senkrecht und überhängend. Hiebeler wird von dem berühmten Kletterer Royal Robbins gesichert, der vor ihm klettert. Hiebeler sieht von

unten, daß Robbins einen erstklassigen Sicherungsplatz hat, schlimmstenfalls konnte er also nur ins Seil pendeln. Nach einigen Metern Kletterei ruft Hiebeler: »He, Royal, zieh das Seil straff.« Hieblers einzige Sicherung ist dieses Seil, an das er geknotet ist. Ich lasse nun Hiebeler selbst zu Wort kommen: »Royal zog das Seil ein, ich schaute ihm zu – da sah ich mit einem Blick das Unglaubliche: Das Seilende, mein Seilende, das an meinem Klettergürtel verknotet war, kroch wie eine böse Schlange von mir weg, über den Fels hinauf... ja, ich sah es, aber das Komische war, daß ich die Situation zunächst gar nicht begriff: Schau mal, da ist auch noch ein Seil, jagte es mir durch den Kopf – ein Seil? ... Was kann das für ein Seil sein? ... meines? ... gibt's nicht! ... die vor Schreck fast starren Augen sahen den Klettergürtel ohne Seil. Blick hinauf zum immer noch davonkriechenden Seilende, Blick zu Royal... ein Schrei des Entsetzens: ›Royal, das Seil, mein Seil, zieh nicht!‹ Royal beugte sich etwas nach außen und erkannte sofort die ganze Misere. Ich klebte erbärmlich am Fels, Arme und Beine ausgespreizt – meiner Lage vollkommen bewußt, zum Glück ohne Panik. Etwa einen halben Meter links von der Senkrechten Royals befand ich mich. Eine fatale Situation. Royal ließ das Seil, dieses elende Seilstück, wieder langsam herab. ›Stopp!‹ rief ich, als es rechts in

meiner Höhe zu sehen war. Schnell nochmals den Halt auf den beiden winzigen Tritten überprüft und am linken Griff nachgefaßt, um die rechte Hand für einen Augenblick freizukriegen... blitzschneller Griff nach dem Seilende, ich erwischte es sofort, fädelte es gezielt durch den Klettergürtel... ein paar Umschlingungen... nach dem rechten Griff gefaßt, um einige Sekunden auszuruhen... noch irgendeine Verschlingung des Seilrestes, und ich war wieder gesichert, bekam von Royal Zug. Wie die Feuerwehr kletterte ich über den Rest der Platte und kam keuchend, mit Schweiß auf den Händen, zu Royal. Er schüttelte den Kopf. Mit Recht.«

Hiebeler wäre beinahe abgestürzt, weil er sich mit einem Knoten angeseilt hatte, der zwar damals gängig war, dem sogenannten Kreuz- oder Weberknoten, der auch in den Lehrbüchern empfohlen wird, aber nur dann ein guter Knoten ist, wenn der Seilrest nochmals mit einem Schlußknoten abgesichert wird. Offenbar hatte sich bei der Kletterei dieser Schlußknoten gelöst, so daß dann der eigentliche Knoten locker wurde. Sicherer ist es daher, sich mit einem gesteckten Sackstich anzuseilen – damit wenigstens das, was dem Toni Hiebeler passiert ist, nicht möglich wird.